

leykam:

LISTE DER GEBLIEBENEN DINGE



ROMAN

KATRIN

SCHUMACHER

leykam: *seit 1585*

Katrin Schumacher

Liste der gebliebenen Dinge

ROMAN

leykam: *Belletristik*

- *Wo bist du?*
- *Hier.*

Fuchsaugen

Den Telegraphenpfad rein, dreihundert Meter geradeaus, dann rechts zweihundert Meter in den Wald hinein. Holzpfosten heben zwei schwarze Drähte in die Höhe, am Feld entlang, hinein ins Laub. Vor dem Tor tauchen die Drähte aus dem Grün wieder auf. Hier ist die Lichtung, hinter dem Tor ist die Wiese. Ein schmal getrampeltes Band zieht sich vom Tor am Boden entlang.

08 Kato zieht die Schlüssel aus der Tasche, ein Bund von Welten. Der Schlüssel, der zu der Wohnung in der Stadt am Fluss gehört, den sie nie abgegeben hat, obwohl sie dort längst nicht mehr wohnt. Der für die Tür zu unseren Zimmern oben im großen Haus in der kleinen Stadt und die beiden bis auf zwei Zacken im Bart gleichen Schlüssel, die zum Haus ihrer Eltern gehören, auch die noch da. Hier nun der fünfte Schlüssel, der neuste am Bund, der, der glänzt, der zum Tor, zum Garten, zum Berg, zum Haus, zum Fluss, zur Bude.

Der grüne Lack auf der Klinke blättert in zackigen Partikeln. Das Verwittern macht den Lack den Wiesenzacken gleich, durch die Kato nun auf den Pfad schreitet, vorbei an schief gewordenen Terrassenplatten vor dem verfallenen Haus, in kürzer werdenden Schritten den Hang abwärts,

während sich von links und rechts das Gebüsch zu schließen versucht über dem Weg, als wolle es in letzter Minute vereiteln, dass sie die Bude erreicht.

Kato rutscht und bleibt immer wieder an den Dornen der Schlehen hängen, deren Äste oder Arme oder Ausläufer an den bloßen Beinen, der Jacke, der Haut reißen.

– Wo bist du?

Anscheinend war ich fast bis zum Fluss hinuntergegangen, während Kato den Weg zur Bude zurücklegte. Kato, ich seh es genau, guckt ins Licht und überlegt, sich selbst ein kleines Märchen zu erzählen, um die Zeit zu überbrücken, bis ich wiederkomme. Um mir dann zu erzählen, was erzählt werden muss. Das mit dem See.

Ein kleines Märchen geht so: Ein Fischer lebte in einer Hütte nahe dem Fluss Goma. Vor und neben dem Haus hingen seine Netze im Sonnenschein. In dem Haus hing ein Bild seiner Frau, ihr Portrait war das Einzige, was dem Fischer geblieben war von ihr. Und das gemeinsame Kind, ein Sohn, kräftig wie sein Vater, bernsteinäugig wie seine Mutter. Als der Fischer eines Abends im letzten Licht des Tages saß und seine Netze zählte, kam ein Fuchs aus der Hecke und setzte sich zu seinen Füßen. Fischer, sprach der Fuchs, kennst du mich noch? Der Fischer blickte dem Fuchs in die Augen und musste verneinen. Fischer, sagte der Fuchs, schau genau hin, erkennst du mich nicht? Ich bin deine Frau.

Da das Märchen so klein ist und Kato wohl meine Schritte hinter der gelb leuchtenden Forsythie neben der Bude hört, ist es hier zu Ende.

- Kato.
- Mirren?
- Na?

Das mit dem Luftholen ist nicht einfach nach dem Aufstieg, und so kann mich Kato noch ein paar Augenblicke betrachten, mit Lächeln, noch länger, die Augen im Gespräch, bevor wir zu sprechen beginnen. Und uns erzählen. Dass der Rotwein dieser Gegend schon immer zu sehr nach Weißwein geschmeckt hat und dass der See nicht mehr da ist.

10 Katos Blick auf den Boden, als ob auf den geriffelten Holzplanken geschrieben stünde, was eigentlich passiert ist, ob sich die Noten fürs Seeverklingen auf die Linien dort setzen könnten.

- Er ist einfach weg, Mirren. Trocken, es ist einfach nur noch eine trockene Senke dort.

Als wir in der kleinen Stadt ankamen, hatten wir begonnen, den See zu beschwimmen, zu betauchen, unsere Hängematten in den Weiden am Ufer aufzuspannen und uns mit ihm zu beschäftigen. Ich hatte angefangen, Pflanzen zu sammeln und in einem Aquarium in der Küche den Wasserlebensraum nachzubilden. Laichkraut, Tausendblatt, Wasserpest, dazu die Erbsenmuscheln, Posthornschnecken, Teichmuscheln, Spitzschlamm-schnecken, alles, was an diesen langen Wassernachmittagen auf uns zukam, trug ich

nach Hause, um den Seealtar in der Küche zu bestücken. Am liebsten mochte ich die im Nassen goldglänzenden Malermuscheln. Die flache Teichmuschel mit den braungelben Runzeln bekam sogar Kinder. Oder Junge. Oder wie man das nennt, bei Muscheln.

- Muschellarven, weißt du doch.

Sie wuchs nach. Das meiste aber hielt nicht lang durch. Ich weiß nicht mehr, was aus dem Aquarium wurde. Kato weiß es auch nicht. Wir hatten uns eine lange Zeit nicht gesehen. Nun ist Kato wieder hier, in unserer Bude, und meint, dass es zu reden gäbe, der See, er sei nicht mehr, unser See, er sei weg.

Wir sitzen auf dem Rand der Terrasse, die Füße im Bodenlosen über dem Hang, und die vom Tag noch sonnenwarmen grauen Holzplanken schneiden in die Unterseite unserer Oberschenkel. Es ist kein Zufall, dass die Terrasse einem Steg ähnelt, aus genau dem Holz gebaut, das in den Marinas der Welt den Weg vom Festland aufs Wasser bereitet, kannelierte Bretter, auf denen sicher Stehen ist. Mit Blick auf die Ebene, den Fluss, die Weinberge erinnern wir uns in langsamen Sätzen. Erst an den einen See. Dann an die anderen. Dann an uns.



Zwei Körper, die sich oft und auf bestimmte Weise nahe sind, nähern sich einander an in ihrer Dichte. Wie Lösungen

verschiedener Konzentration, die ineinander geschüttet werden. Der eine Körper geht in die Erfahrung des anderen über, der wiederum passt sich an. Weiches Umfassen macht weich. Muskeln können im Umarmen wachsen.

Kato glaubte immer fest an diese Theorie, mit uns war es so geschehen, als wir unsere Zeit hatten. Ich war schwer, wurde ein wenig leichter an ihr. Und sie bekam etwas von meiner Kraft. Kato glaubte daran, dass diese Erfahrung uns beide betraf, und ich glaubte daran, dass diese Erfahrung nicht nur menschliche Körper betrifft.



12 Buch und Bach. Alles, was sie ist, sagte sie einmal, könne sie auf eines dieser beiden Bs zurückführen. Hier verstanden wir uns und sahen uns an, an den Abenden meist erzählten wir uns unsere Flüsse, sagten uns mit unseren Bachläufen Gutnacht, lasen uns aus den Flüssigkeiten vor und spiegelten uns in unseren Pfützen. Wenn das Katokind nicht las, erzählte sie mir, stand es barfuß oder in Kindergummistiefeln im Lauf des Wassers, das die Grenze zwischen dem Grundstück ihrer Eltern und ihrer Großeltern war. Eine fließende Grenze im Grün, zwischen Hühnerstall, Kohlenkeller, Kurzrasen, Apfelbäumen, dem Nutzgarten ihrer Großeltern und dem aufwendig präparierten Blumengarten ihrer Eltern. Auf der einen Seite der Misthaufen. Auf der anderen Farbgestaltung, Kräuter und Gemüse nur, wenn

es schön aussah. Es gab eine kleine Holzbrücke mit wackeligem Handlauf über den Bach, neben der auch drei Stufen ins Wasser führten, wobei dort das Bachbett so ausgewaschen und tief war, dass es unweigerlich in Katos Kindergummistiefel schwappte.

Sie wusste alles über den Bach. Wo die Wasserlinie gerade noch so niedrig war, dass sie trockenen Fußes durchkam. Wo die Sedimentablagerungen so weich waren, dass sie einsank. Der weiche Schlamm, die Ufergräser, die Weidenzweige, die als raschelnd fedrige Verbindungshaare von einem Ufer zum nächsten wuchsen. Die Betonröhren, die einen begehbaren Tunnel unter der Straße bildeten, ihr Echo, voll unheimlich. Wo die Forellen standen (unter der Brücke, am Rand, im alten Autoreifen), und wo am Tennisplatz die Bälle im Wasser landeten und einzustecken waren. Wo die Winterlinge standen und die Schlüsselblumen. Wie süß die Enden der Taubnesselblüten am Bachrand schmeckten. Und wo der knorrige Holunder so stand, dass man durch eine harte Zweighöhle kriechen musste.

Das Bachreich hatte natürliche Grenzen. Dort, wo er aus der Erde kam, aus einer kleinen unbegehbaren Röhre gegenüber der Ziegelei. Und dort, wo er sich am Freibad und am Ententeich entlang in einer anderen großen Betonröhre im Dorf verlor, wo er zwar immer wieder auftauchte (hinter der Kirche, neben dem Gemeindehaus, beim Kuhbauern), aber nicht mehr in Katos Revier floss.

Ihr Bach war ein Kilometer der Welt. Sie hatte ihn ver-

13

standen. Sie wusste ihn und hatte mir alles erzählt. Und hier beginnt mein Märchen von Kato.



Vor der Bude sinkt langsam die Sonne. Vor unseren Füßen, links an der Böschung, liegt ein alter Weihnachtsbaum, der seine Farbe verloren hat. Von der Zeit bestaubt liegt er dort, an seine Spitze hat jemand, vielleicht ich, ein angesplittertes Weinbergschneckenhaus gesteckt.

14 Einmal, sagt Kato, bin ich an einem Sommertag durch den Garten meiner Eltern gegangen und habe eine große Weinbergschnecke gesehen. Diese langsamen Wohnmobile sind immer zuhause im Garten unterwegs gewesen, unterm Rhabarber, auf den Trockenmauern, in den Hangbeeten unter dem Walnussbaum. Diese Schnecke hatte sich auf ihrer glitzernden Spur einen Weg ins Zimbelkraut gebahnt. Und sie war nummeriert. Auf ihrem Kalkhaus trug sie eine mit Filzstift gemalte Sechzehn. Ich bin ins Haus, hab meine Mutter gesucht, Mama, in unserem Garten ist eine nummerierte Schnecke. Da hat sie stolz eine Liste aus ihren Papieren auf dem Küchentisch gekramt und sagte: Ja, die sind alle nummeriert, hier, so kann ich zählen, wie viele Weinbergschnecken im Garten sind.

Meine Mutter, sagt Kato, hatte für alles Listen. In welcher Ecke des Gartens sie an welchem Tag in der Woche was machen muss.

Ich möchte sie nicht daran erinnern, aber Kato hatte auch Listen, zwar nicht für die Dinge, die zu tun waren, sondern für die Dinge, die getan waren. Ich hatte es ihr irgendwann gesagt: Schreib doch mal all die Bücher auf, die du gelesen hat. Schreib auf, welche Ausstellungen du gesehen hast. An welchen Orten du warst, in welchen Wassern du geschwommen bist.

– Weißt du, Mirren, die einzigen Listen, die ich je geschrieben habe in dieser Hinsicht, waren Listen von Dingen, die ich gegessen habe.

Ich hatte diese Listen sogar mal gefunden, sie hatte sie Sissi-Listen genannt, nach der dünnen Elisabeth von Österreich.

Aber Kato fing tatsächlich an. Romantitel zu notieren. Eine kleine Landkarte mit Punkten zu versehen. Dinge, die getan waren, gelesen, gespürt. Sie führte eine Liste der lautesten Insekten und eine der bittersten Kräuter. Eine Liste des schönsten Lichts. Ich nahm mir immer wieder vor, eine Liste ihrer Listen zu schreiben. Doch welche sah ich? Welche nicht?

15



Kato suchte, sobald sie die Bude erreichte, immer den Blick in die Muschel. Sie hatte sie in der Tasche ihres Mantels gefunden, als sie zum ersten Mal an der halb verfallenen Hütte ankam, sie hatte immer kleine Dinge in der Tasche,

an denen sie sich festhielt und die sie befühlte, während sie sich unterhielt, während sie ging, während sie in der Bahn saß. Deshalb steckte sie auch ständig Funde ein. Irgendjemand, der sich sehr für andere Menschen interessierte und einen Beruf daraus gemacht hatte, erzählte Kato einmal, wie sie es machen müsse: für jeden guten Moment am Tag einen Gegenstand von der rechten in die linke Tasche wandern lassen und am Abend das Glück zählen. Ach was, hatte sie pariert, das Glück, das sind doch schon die kleinen Dinge in der Tasche.

Diese Muschel der Bude jedenfalls war halb und klein, eine der Teichmuscheln aus dem See. Eine halbe Malermuschel, *Unio pictorum*, die ihren Namen daher hatte, dass in ihren Schalen früher Wasserfarben gemischt und aufbewahrt wurden. Schon im Mittelalter hatte man das wohl getan. Kato fand den Gedanken seltsam, dass in dem Inneren des Tieres, das aus dem Wasser kam, das eigentlich Lebendige, das verschwunden war, ersetzt wurde durch bunte Wasser.

Sie hatte mich einmal dazu gebracht, meine Farben in den Schalen anzurühren. Zwölf hatte sie gesammelt und aufgereiht, von Hellgelb bis Tiefschwarz wurde die Palette, am schönsten auf dem Perlmutter des Muschelinneren sahen das Rosa und das Nachtblau aus. Grün war auch hübsch. Der braune Rand. Der weiße Grund. Wie farbige Augen, die von Kindern gemalt waren, lagen die Muscheln im Atelier. Ich ließ das Wasser verdunsten und legte die trockenen

Schalen mit dem Farbfilm in eine Ecke. Aus der Räumrotation meines Ateliers heraus müssen sie wohl im Müll gelandet sein.

Katos halbe Manteltaschenmuschel aber war nicht verschwunden. Sie hatte sie am ersten Tag mit der Bude in einen Holzspalt zwischen die Terrassenbalken geklemmt, wo sie seitdem bei jedem Besuch von ihr begrüßt wurde.



Das Licht verschwindet, die Kühle kommt, unsere Weinbergsschnecken, auch hier, unterwegs in ihren Kalkhäuschen, unzählbar.

Spinnenatem

18

In der ersten Woche war die Bude noch keine Bude, sondern eine Hütte. Man musste einen großen Teil des Hangs hinunterstolpern, die Bretter und Handläufe, die einmal den Weg sichern sollten, waren mit der Zeit Hindernisse geworden, die Zweige der Büsche verhakten sich oben in den Haaren, während unten die Wurzeln und Strauchableger ihre Fallen auslegten, sagten: Komm mir ja nicht nahe. Die Wegwidrigkeit sprach zu Händen und Füßen und glücklicherweise hatten wir Sonnenbrillen auf, die zurückschlagenden Zweige machten nur ein paar Striemen im Gesicht. Kato hatte einen Ratscher am Hals, als wir am ersten Gebäude ankamen.

– Das nennst du Gebäude?

Ein Schuppen lag dort linkerhand, der drei versperrte Türen hatte, von denen wir kurze Zeit später wussten, sie führten zum Holzverschlag, zum Gerätekabuff und zu einer kleinen rosa Toilette, durch die mindestens ein Jahrzehnt kein Wasser geflossen war. Spinnweben, dichte schmutzige Tücher bewegten sich in den Räumen, verdickte weiße Stellen immer dort, wo ein Stück Beute eingesponnen worden war. So alt war das alles, dass wir keine lebendige Spinne sahen. Nur trockene Spinnenleichen und Insekten-

hülsen bewegte der Luftzug der geöffneten Türen. Selbst das marmorierte Wespennest war lang schon leeres Papiergewölle, grau und schön hing es am Deckenrand des Holzverschlags. Bereit, von der Natur übernommen zu werden. Die Büsche und Brombeerranken hatten schon angefangen, den Schuppen zu verdauen, hatten die Holzpaneele auseinandergeschoben, hatten sich nach innen getastet voller Vertrauen in die sonnige Zukunft, wenn das Schuppendach eines windigen Tages über seine Seitenwände stürzen würde.

An dieser saumseligen Sprengung rechts vorbei tat sich ein kleines Plateau auf, hier war wilde Wiese, und hier würde im Sommer alles hochstehen, was jetzt als vertrocknete Stecken vom letzten Jahr übrig geblieben war. Disteln konnte ich erkennen, Zittergras und Trespen, dazwischen schlugen Sträucher aus, und aus dem Ilex kamen schon die gelben Blütenballen, blaue Perlhyazinthen schoben sich mit ihren unanständigen Stängeln überall aus dem Boden, und am Rand stand ein riesiger Rosmarin, der größte, den ich je gesehen hatte.

– Da hat es sich jemand schön gemacht.

Kato ging voran und das Erste, was uns auffiel, war die robuste Terrasse. Ein Steg ins Hangmeer lag vor uns, die Holzhütte dahinter. Hütte 1876, die Nummer war auf Messingplättchen an die Wand genagelt und das Einzige, was hier glänzte. Zwischen den braun getünchten Holzpaneelen hatte sich Staub abgelegt, Spinnweben an den

19

Zitat auf Seite 95 aus
Sei Shōnagon: Kopfkissenbuch.
Aus dem Japanischen von Michael Stein.
Manesse Verlag 2015, S. 58.

Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. & Co. KG,
Graz – Wien – Berlin 2024

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Annika Siems und Christine Fischer
Layout: Anna Franziska Frey
Lektorat: Stefanie Jaksch
Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

www.leykamverlag.at
ISBN 978-3-7011-8319-7

